

Ruth-Ellen Boetcher Joeres¹ (St. Paul, Minnesota, USA)

Mit LO reden: Emotionale Bindung, Forschung, Imaginatives Erinnern

Übersetzung aus dem Englischen von Anne Ludwig (Leipzig)

Ich saß gerade draußen heute Morgen, atmete die spätsommerliche Luft ein und versuchte, meinen schmerzenden Fuß zu ignorieren, als ich plötzlich die Augen schloss und den Geräuschen um mich herum lauschte. Vögel, ja, ein Eichelhäher, ein paar Krähen, aber auch das stete Summen des Verkehrs der Schnellstraße, nicht zu sehen aber schwer zu überhören, und ein Flugzeug hoch über mir. Und ich dachte mir, Louise Otto hat diese Art Dinge nicht gehört im Garten ihres Hauses in Meißen, wo sie geboren wurde und aufwuchs. Ich bin mir sicher, sie hat wesentlich mehr Vögel gehört als ich, zweifelsohne ganz andere Vögel als die, die ich höre; ich nehme an, sie war sich mehr des Windes in den Bäumen gewärtig. Und wieder einmal wünschte ich, die Unterhaltungen, die ich mit

¹ Dieser Beitrag ist ein Kapitel aus einem Memoirenband, an dem ich zurzeit arbeite, mit dem Arbeitstitel „Commuting: Ambivalent Identification and the Shaping of an Academic Life.“ [wörtlich übersetzt: „Pendeln: ambivalente Identifizierung und das Prägen eines akademischen Lebens“]. Der Band wird auf Englisch geschrieben, und als Johanna Ludwig mich bat, einen Vortrag bei der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft im Juni 2012 zu halten, bat ich sie, mir zu erlauben, dieses Kapitel in der originalen englischen Fassung vorzulesen. Ich bin jedoch Anne Ludwig sehr dankbar, dass sie bereit war, eine wirklich gute deutsche Fassung vorzubereiten, um diese unter den ZuhörerInnen zu verteilen. Ich wollte jedoch den Text, so wie ich ihn mir für ein bestimmtes Publikum vorgestellt habe, trotzdem auf Englisch lesen. Mittlerweile habe ich die Übersetzung nur etwas überarbeitet, um manche Missverständnisse zu beseitigen. Man muss jedoch das gemeinte Publikum vor Augen haben, ein amerikanisches, das wahrscheinlich nichts über Louise Otto weiß: deshalb bitte ich das deutsche Publikum, das wohl viel besser informiert ist, über die biographischen Tatsachen von Ottos Leben, die auch hier wiederholt werden, um Entschuldigung.

Im Kontext des Bandes, woran ich arbeite, werden je zwei Kapitel gruppiert unter einem bestimmten Thema: In diesem Fall das Thema des von mir genannten „imaginative remembering“ [imaginatives Erinnern]. Da der Band sich mit meiner akademischen Laufbahn befasst sowie mit meinem Leben überhaupt, handelt es sich in den zwei Kapiteln um zwei Menschen aus meinem Leben, in dem ersten um meinen Vater, der in meinem 5. Lebensjahr starb, und in diesem Kapitel um Louise Otto, über die ich lange forschte und schrieb: d.h., ich stelle mir jeweils die Frage bei den gepaarten Kapiteln, wie meine akademische Arbeit und mein Leben zusammenpassen. In diesem bestimmten Kapitelpaar geht es hauptsächlich um eine Frage des Verlusts: des „wirklichen“ Verlusts meines Vaters und des Verlusts von einem von mir wissenschaftlich untersuchten Menschen, den ich eigentlich nie „besaß“. Die Methode, die ich hier erarbeite, heißt also „imaginative remembering“, wobei ich diesen Verlust, der in jedem Leben vorkommt, konfrontiere in den zwei Hauptteilen meines Lebens, in meinem Berufs- sowie meinem persönlichen Leben, und wie ich damit zurechtkomme. Und manchmal auch tatsächlich Parallelen finde, mit denen ich arbeiten kann.

Meinen herzlichen Dank an Anne Ludwig, an Johanna Ludwig und an Prof. Dr. Ilse Nagelschmidt – sowie an die MitgliederInnen der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft, die mir seit Jahren so oft geholfen und mich unterstützt haben.

ihr in meinem Kopf führe, beständen nicht nur zumeist aus meiner Stimme, die ihr von dieser Welt berichtet, welche sie sich kaum hätte vorstellen können, die sie auf den aktuellen Stand all der technischen Entwicklungen wie Telefon, Computer, Auto, Flugzeug bringt, Dinge, von denen ich sicher bin, dass sie diese begrüßt und an ihnen Freude gehabt hätte. Ich weiß, dass sie lange genug gelebt hat, um eine Schreibmaschine zu betätigen – einmal hörte ich eine Radiosendung über sie; das einzige, was ich noch in Erinnerung habe, ist das Klappern einer Schreibmaschine zu Anfang des Programms und die Stimme einer Reporterin, die erklärte, dass die Otto spät im Leben das Tippen gelernt habe. Ich weiß, dass sie fotografiert worden ist; ich habe die Bilder gesehen. Aber woran ich dachte, heute Morgen, als ich draußen in meinem Garten saß, war meine Lieblingsanekdote von ihr, die in einem anderen Garten stattfand. Als junge Frau, da sie bereits bekannt für ihre fortschrittlichen politischen Ansichten und schon Autorin verschiedener Romane und politischer Essays war, wurde Otto von einem wissbegierigen Studenten für ein Interview aufgesucht; jener traf sie in einem Garten in Leipzig-Gohlis an und fand sie auf einem Stuhl sitzend vor, strickend, eine Katze auf ihrem Schoß, ein Buch von Hegel lesend, über welchen sie bemerkte, dass dessen Philosophie eine harte Nuss sei.

Und ich dachte an die singenden Vögel, an den Wind, der durch die Bäume streift, an ihre Jugend und ihren Optimismus, mit dem Großteil ihres Lebens noch vor sich und mit so viel Hoffnung und Ehrgeiz, der sie antrieb. Und mich ereilte der Gedanke, dass ich mich offensichtlich an mehr von Louise Otto erinnere als von mir selbst.

Louise Otto, die weithin als Gründerin der organisierten deutschen Frauenrechtsbewegung gilt, wurde 1819 in Meißen geboren und starb 1895 in Leipzig. Ich kam 120 Jahre nach ihrer Geburt zur Welt, an einem anderen Ort, an der Schwelle zu einer Zeit, da mein Land in den Krieg gegen ihr Land zog. Es war im Laufe des Jahres nach meiner Promotion, als ich, zu Gast an der Universität Wisconsin, begann, über Schriftstellerinnen zu forschen, die Zeitgenossinnen jener Schriftsteller waren, die ich während meines Studiums untersucht hatte – aber deren Schriften schon lange nicht mehr gedruckt wurden und deren Namen keinem Leser des 20. Jahrhunderts mehr etwas sagte. Auch wenn ich mich nicht genau daran erinnere, wann ich auf Louise Otto stieß, habe ich eine außergewöhnlich klare und schmerzliche Erinnerung daran, wie ich beinahe in den Besitz vieler ihrer Romane kam. In der Annahme, ich würde eine enttäuschende Antwort erhalten, fragte ich gar nicht erst, ob die angezeigten Preise in dem Bücherantiquariat in Wien in Dollar oder Schilling angegeben waren (das Schillingzeichen ist ein S; das Dollarzeichen, zumindest in diesem Ge-

brauchtbücherladen in Wien, wurde durch ein *S* dargestellt, das von einem Schrägstrich gekreuzt wird; ich konnte nicht genau erkennen, was von beidem auf diesem dünnen, verblichenen Papier zu sehen war). Mit der Erkenntnis, auf keinen Fall so viele Dollars aufbringen zu können, überredete ich die Universitätsbibliothek von Wisconsin, diese Bücher an meiner statt zu erwerben. Und das nur um festzustellen, dass ich falsch lag. Denn die in Schilling ausgezeichneten Preise waren nichts als Kleingeld, das sich sogar eine arme Jung-Doktorin hätte leisten können.

Also war diese frühe Erfahrung ein Verlust, in dem ich um etwas Wichtiges gebracht worden war. Es brachte mir nichts, dass ich die Bücher aus der Bibliothek leihen konnte – für mich waren es meine Bücher, die ich aber nie wirklich für mich haben konnte. Dieses Gefühl des Mangels ist ein wichtiger Punkt von dem, worüber ich hier schreiben möchte: das Fehlen von Nähe, welches mit den Studien über längst verstorbene Menschen einhergeht, und die Versuche, diese Defizite zu überbrücken – nämlich, indem ich versuche, mich ihrer zu erinnern.

Dieser entgangene Besitz einiger von Louise Ottos Romanen ist noch nicht das Ende der Geschichte meiner Beziehung zu LO, wie ich sie nach einiger Zeit nannte und bis heute nenne. Ich las ihre Schriften – und entdeckte bei ihr wie bei allen Frauen des neunzehnten Jahrhunderts, die ich zu der Zeit las – dass ihre politisch- und sozialkritischen Essays weit besser waren als ihre Erzählliteratur. Ich suchte verschiedene Archive und Bibliotheken auf, sowohl in West- als auch in Ostdeutschland, und machte Fotokopien von allem, was ich über sie fand. Darunter ihre veröffentlichten Schriften ebenso wie Briefe, Fotografien, Kritiken und Kommentare. Ich machte nicht nur das Haus in Meißen ausfindig, ich fand auch ihre Wohnung in Leipzig, wo sie bis zum Tode ihres Mannes lebte. Ich suchte den Friedhof auf, auf dem sie zusammen mit ihrem Mann begraben liegt. Schließlich stellte ich eine Auswahl meiner Quellen zusammen, schrieb einen Kommentar dazu und veröffentlichte eine dokumentarische Biografie über sie.

LO war jedoch nur eine von vielen Schriftstellerinnen, die ich in diesem Folgejahr der Promotion und in den etwa 23 Jahren danach untersuchte. Auch war sie nicht die schillerndste unter all diesen Frauen – da war zum Beispiel Hedwig Dohm, sie war so schön, bis ins hohe Alter, dass ich mich direkt in sie verliebte, ihre feurigen, polemischen Schriften begeistern mich bis heute. Oder Louise Dittmar, diese faszinierende, äußerst schwer fassbare Feministin, deren radikale Ansichten noch viel weiter gingen als jene von LO, die jedoch so sehr in

Vergessenheit geriet, dass ihre Geburts- und Sterbedaten erst kürzlich wiederentdeckt worden sind (und das nicht von mir). Aber irgendwie ist es LO, welcher ich so sehr verbunden bleibe.

Vielleicht ist dies so, weil die von mir veröffentlichte Biografie die Aufmerksamkeit einer Gruppe Leipzigerinnen fand und ich in Folge dessen von ihnen eingeladen wurde, Vorträge und Gespräche über LO an der Universität und einer Reihe anderer Orte, wie auch ihrer eigenen Gesellschaft, zu halten und zu führen. Jene trägt nicht nur den Namen LOs, sie engagiert sich auch in ihrem Namen für politische und soziale Anliegen. Im Zentrum meiner stärksten Erinnerungen an diesen und die folgenden Besuche in Leipzig steht diese Gruppe: professionelle Frauen, von denen viele als Folge der Wiedervereinigung der zwei deutschen Staaten in den Jahren 1989/90 ihre Arbeit als Wissenschaftlerinnen, Redakteurinnen, Lehrerinnen und Bibliothekarinnen verloren hatten – allesamt nicht jung genug, um Teil dieser kapitalistischen Welle der Veränderung zu sein – einige von jenen, welche nicht aufgaben, bildeten die Louise-Otto-Peters-Gesellschaft, um die Aufmerksamkeit auf ihre Namensgeberin und ihre politischen, feministischen und fortschrittlichen Ziele, die sie verfolgte, zu lenken.

So kämpfen sie für bessere Lebensbedingungen, den Erhalt historischer Gebäude (ihre Bestrebungen, die letzte Wohnstätte Henriette Goldschmidts zu erhalten, misslangen), sie setzen sich für bessere Arbeitsmarktchancen ein, besonders für die von Frauen. Sie engagieren sich für die Erhaltung und Erneuerung von Plätzen, an denen LO lebte und arbeitete. So auch für ein Denkmal LOs in einem Leipziger Park, welches – als ich es für meine Biografie fotografierte – schäbig und heruntergekommen war. Nun erstrahlt es, auch dank dieser Gruppe, in neuem Glanz. Darüber hinaus veröffentlicht die Louise-Otto-Peters-Gesellschaft Bücher, veranstaltet Konferenzen, Treffen und Workshops, um das Andenken LOs zu bewahren. Ich erinnere mich an einen Besuch, als eine englische Gelehrte, die genau wie ich ein Buch über die deutschen Feministinnen des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben hat, rücksichtslos, herablassend taktlos über LO und die anderen sprach – und wie da viele Mitglieder der Gesellschaft beherzt die Verteidigung von LO übernahmen und von ihr in einer Weise sprachen, als wäre sie eine von ihnen. Sie sprachen von ihr mit Respekt, aber auch, als wäre sie ein Teil ihrer Familien: sie alle nennen sie „Louise“, die ganze Zeit.

Da ist etwas an dem Wiederbeleben LOs, das mich nachhaltig beeindruckte. Aber ich denke nicht, dass es mit dieser Gesellschaft und meinem Kontakt zu ihren Mitgliedern begann. Seit

ich mich erinnern kann, war LO ein Gesprächspartner für mich. Es ist nicht, als redete ich zu ihr wie zu einer Freundin – ich vertraue mich ihr nicht an – aber in unzähligen Situationen fand ich mich an sie erinnert, wollte ihr über das Leben seit ihrer Zeit auf dieser Erde berichten: berichten, aber auch mir vorstellen, was sie denken würde, wenn sie tatsächlich bei mir wäre, in meinem Garten sitzen, das Brummen des Verkehrs in der Ferne oder des Flugzeugs über unseren Köpfen hören würde. Oder wie ich mit LO irgendwo hinfahren würde, ihr erklären, dass Autos in dem Land erfunden wurden, in welchem sie lebte. Oder ihr von den zwei Weltkriegen erzählen, dem Holocaust, den Schrecken, die von ihrem Land ausgingen, jenem Land, welchem sie so patriotisch verbunden war. Oder wie wir die Geräuschkulissen des Stadtlebens der jeweiligen Zeit vergleichen würden – sicherlich war Leipzig nicht das ruhige Städtchen wie es Meißen war, sicherlich wurde auch sie gestört vom Lärm des Verkehrs und der anderen Geräusche der Stadt, Kutschen, die über die Kopfsteinpflasterstraßen holperten, die Rufe der Menschen, die draußen arbeiteten, das Klirren und Klappern des Marktes, das Gekreische widerspenstiger Kinder oder das Poltern streitender Passanten. Und – im Sinne eines Austausches – stellte ich mir nicht nur vor, was ich ihr erzählen würde – ebenso überlegte ich, was sie mir wohl erzählen würde.

Wie könnte ich diese bestehende Beziehung, diese einseitige, von jeher von mir geführte Unterhaltung, erklären? Warum vereinnahmt mich LO noch immer – in einem sehr bildhaften Sinne, vereinnahmt sie meine Gedanken und ist somit wohl auch Grundlage meines Wesens, trotz dessen, dass ich diese Frauen hinter mir gelassen und die Studien über sie schon lange abgeschlossen habe. Wie kommt es, dass ich nicht in dieser Weise an andere denke? Warum beschreibe ich die technischen Neuerungen unserer Zeit nicht zum Beispiel meiner lange verstorbenen Mutter? Und wieder – warum LO, warum nicht Hedwig Dohm, mit ihren wunderschönen Augen, ihrem glänzenden Haar, ihrem unbeschreiblichen Esprit (manchmal frage ich mich, ob LO überhaupt Esprit besaß)? Warum nicht Louise Dittmar, mit ihren kompromisslos ausgesprochenen und fortschrittlichen Gedanken?

Vielleicht hat es etwas mit dem Titel des Buches² zu tun, welches ich schließlich über viele dieser Frauen schrieb; vielleicht hat es tatsächlich etwas mit der Respektabilität und dem abweichenden Verhalten zu tun, welche LO für mich verkörpert und immer verkörpern wird

² Ruth-Ellen Boetcher Joeres. *Respectability and Deviance: Nineteenth-Century German Women Writers and the Ambiguity of Representation*. Chicago: University of Chicago Press, 1998. [Respektabilität und abweichendes Verhalten: deutsche Schriftstellerinnen im 19. Jahrhundert und die Zweideutigkeit der Repräsentation].

– diese Respektabilität, welcher sie sich so verschrieb oder gerade das abweichende Verhalten als politisch liberale Frau, die niemals die Richtigkeit, ja vielmehr noch die Rechtschaffenheit ihrer Überzeugungen in Frage gestellt zu haben scheint. Vielleicht ist es auch, dass das Handeln Louise Ottos, die so mutig und zugleich so anständig war, einfach ‚nicht genug‘ war, wie Adrienne Rich über die amerikanischen Mittelschicht-Frauen des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem wunderbaren Gedicht „Heroines“ sagt: vielleicht hemmten und hinderten die Spannungen zwischen dem politischen und sozialen Bedürfnis nach Respektabilität und dem gespürten, wenn nicht gar offen geäußerten Wunsch nach Rebellion letztlich ihr Anliegen. Vielleicht ist es, weil ich eine emotionale Bindung zu dieser Frau LO spüre, einer Frau, die unter Spannungen gelitten hat, die denen in meinem Leben oder dem meiner Mutter sehr ähnlich sind – vielleicht ist es eine Identifikation, welche mich diese Vertrautheit spüren lässt, eine Verwandtschaft, wie ich sie in den Gedanken von Dohms Schönheit oder Dittmars Radikalität nicht spüre. Vielleicht sind es LOs sehr menschliche Schwächen, die mich anziehen, denn sie spiegeln so häufig jene Schwächen, wie ich sie auch an mir und an anderen meine wahrzunehmen.

Ich habe einmal ein Buch gelesen, welches mir dabei half, das Phänomen dieser Verbindung zwischen mir und LO zu verstehen: Joan Weimers „Back Talk“³, eine hübsche Darstellung ihrer Beschäftigung – sowohl als Wissenschaftlerin als auch als erkrankte Frau – mit Constance Fenimore Woolson, einer amerikanischen Schriftstellerin aus dem 19. Jahrhundert, die Selbstmord beging: ein Beschäftigen, welches durch die schrecklichen Probleme mit ihrem Rücken, während sie an einem Text über Woolson arbeitete, vielschichtiger wurde. Die „Rück(en)sprache“ („back-talk“) aus dem Titel beruht ebenso auf ihrem physischen Rückenleiden als auch auf der „Rücksprache“ („talking back“) mit der Schriftstellerin, deren Leben und Arbeit sie gerade untersuchte. Aber ich denke, auch das trifft nicht genau, was ich meine. Tatsächlich ist die Beziehung zwischen mir und LO viel enger, in gewisser Weise stellt sie eine Art Mutterfigur für mich dar, mit anderen Worten: jemanden, den ich genauso liebe und hasse wie meine eigene Mutter; jemanden, der mich in vielerlei Hinsicht an meine Mutter erinnert, einer Mischung aus gehorsamer Tochter und Ehefrau als auch einer zukunftsorientierten, anderen Tochter.

Beide Frauen heirateten ziemlich spät; beide waren professionell tätig; beide waren sich der Anforderungen ihrer Zeit an ihr Geschlecht bewusst und waren bereit, diesen zu folgen, bis zu

³ Joan Weimer. Back Talk: Teaching Lost Selves to Speak. Chicago: University of Chicago Press, 1994.

einem gewissen Punkt. Beide, meine Mutter und LO, wurden in den frühen Jahren ihrer jeweiligen Jahrhunderte geboren, und die Zeiten ihres Heranwachsens fielen in sehr stark bewegte Phasen: meine Mutter in die Ära vom Ersten Weltkrieg, die durch den dann wütenden Krieg starke Umbrüche erleben sollte, Louise Otto in eine Zeit von diversen Revolutionen, besonders die von 1830 und 1848, welche die Art und Weise, wie bestimmte Bevölkerungsgruppen – Arbeiterklasse und auch Frauen – sich selbst und deren Lebensumgebungen wahrnahmen, veränderte. Beide waren den zu früh sterbenden Ehemännern untergeben und wurden emotional beraubt zurückgelassen. Für beide ging es danach weiter, jedoch nie wirklich erfüllt, verdammt dazu, ihren Gefährten bis an ihr Lebensende nachzutruern. Beide repräsentieren für mich meine eigenen, zwiespältigen Gefühle, ob auch ich „nicht genug“ tue: ob das abweichende Verhalten, das ich in vielerlei Hinsicht Zeit meines Lebens zum Ausdruck gebracht habe, ebenso durch die Respektabilität gebremst wurde, die mir meine Mutter eintrichtern wollte, so wie sie ihr eingetrichtert worden ist und, wie ich vermute, auch LO.

Was ich in meiner Beziehung zu LO sehe, ist eine emotionale Bindung an eine Person, die ich im Wesentlichen nur aus ihrem Medium, von ihren geschriebenen Worten her kenne. Dies markiert den Weg, wie ich mich zumindest mit ein paar, mich interessierender historischer Personen auseinandersetze. Das imaginative Erinnern, das ich mir bei meinem Vater zu eigen machte, dessen früher Tod ihn mir so unzugänglich machte wie es Louise Otto für mich ist, birgt eine gewisse Ähnlichkeit zu dem, was mir mit LO widerfährt. Zur gleichen Zeit, da ich versuche sie zu verstehen, jenseits der Worte und Bilder, die ich besitze, muss ich mich von einem offensichtlich voreingenommenen Bild lösen, hin zu einem, das ich selber erarbeiten muss. Aber ungeachtet der Voreingenommenheit, will ich begreifen, wer Louise Otto war, will ich nicht ausschließlich von ihren Worten abhängig sein. Und natürlich muss ich mir auch immer der Diskrepanz bewusst sein, der Distanz zwischen ihr und mir selbst – muss wissen, dass ich sie letztlich nie wirklich kennen werde. Genau wie ich niemals meinen eigenen Vater wirklich kennen werde. Auch im Falle meiner Mutter, mit der ich meine Kindheit und meine Jugend verbrachte – die nun unterdessen seit 47 Jahren aus meinem Leben verschwunden ist – und mit der Zeit wächst auch die Distanz und meine Erinnerungen verblassen zusehends – an deren Stelle tritt imaginatives Erinnern. Mit anderen Worten: Erinnerungen werden immer mehr zu Geschichten, die ich meinen Kindern und Enkeln erzähle und diese Erinnerungen wachsen, je mehr Zeit vergeht, je größer das Gefühl des Verlustes ist.

Aber im Fall von LO sind die Erinnerungen, die ich anhäufe, allesamt aus zweiter Hand: Ich lese und studiere ihre Schriften, lese, was andere über sie geschrieben haben. Hinzu kommt die Vermischung mit Persönlichem: In diesen Fällen fühle ich mich zumeist an meine Mutter erinnert und an die Parallelen, die sich ergeben. Und vielleicht ist es genau dieser imaginäre Teil, der diese fortwährende Präsenz LOs in meinem Leben verursacht, und das auch lange nachdem ich dieses Kapitel beendet, alles über sie geschrieben habe, was ich über sie schreiben wollte – und sogar jetzt überlege, all die Berge von Kisten, die über die Jahre meiner Forschung über sie und ihre Zeitgenossinnen gesammelte fotokopierte Material erhalten, loszuwerden. Eines ist sicher, über die Jahre scheint es, als würden ihre Charaktereigenschaften immer mehr denen anderer älterer Frauen ähneln, die ich kannte. Meiner Mutter zum Beispiel, die den Zwängen der vorbestimmten Rolle der westlichen weißen Frauen der 1950er Jahre unterworfen gewesen ist. LO, gerade erst von der Revolution 1848 beflügelt, fand sich umgehend in den 1850er Jahren mitten in einer erdrückend reaktionären Periode wieder, welche sie dazu veranlasste, düstere Poesie zu schreiben, über Nebelschleier, die sich erneut über sie senkten, sich jedoch auch wieder auflösen würden, aufrüttelnde Abhandlungen über Hexen, die tiefgründige, intelligente Frauen waren, Romane über Frauen des Mittelalters, welche sich in Klöster zurückziehen mussten, um frei denken und schreiben zu können.

Meine Mutter aber war nicht so kühn. Neuerlich verwitwet, verbrachte sie die 1950er Jahre damit, sich mit zwei widerspenstigen Töchtern herumzuschlagen, welche sie, zudem auf sich allein gestellt, aufziehen musste. Zur selben Zeit schrieb sie Geschichten über die Schrecken des Krieges, über ihre eigene Erziehung, sie ging wieder zur Universität, um einen Magistergrad zu erhalten, – sie wehrte sich, indem sie sich selbst verwirklichte. Der Anstand, den LO wahrte, als eine Art Schutzmantel für ihre radikalen Ideen oder ihr abweichendes Handeln, ist etwas, das ich auch bei meiner Mutter feststelle und bewundere.

Wohin bringt mich all dies? An manchen trostlosen Tagen verwirrt es mich, es nimmt mir den Glauben, mich auf irgendetwas verlassen zu können. Trotzdem trug das imaginative Erinnern an meinen Vater, welches den Schleier des Unbekannten zwischen ihm und mir aufhob, erstmals über ihn zu schreiben, in dieser Form dazu bei, LOs Leben zu durchleuchten und zu verstehen. Die Art und Weise, auf die ich meine Mutter und LO als etwas miteinander Vermischtes betrachte, haben es mir ermöglicht, sie beide besser zu verstehen. In Bezug auf meine akademische Arbeit sind diese Vergleiche weder Lügen, Täuschungen noch gefährliche Reduzierungen, derer man mich bezichtigen könnte. Im

Gegenteil: Sie sind der Weg, mit einer Vergangenheit, die ich nie kennen kann, zu arbeiten und über diese zu kommunizieren. Mit anderen Worten: Sie mildern einen Verlust. Dieses Wahrnehmen des Kontaktes, welcher mich selbst auch beeinflusst und verändert hat und sich zudem zweiseitig anfühlt, befähigt mich auch dazu, anderen dabei zu helfen, LO zu verstehen.

Zur selben Zeit, da ich so von Triumph erfüllt bin ob meiner Fantasie und meinem imaginativen Erinnern – rebelliert dennoch mein Verstand. Ich will Sicherheit, Genauigkeit. Ich bin vorsichtig, Dinge zu behaupten, die ich nicht belegen kann. Ich scheue mich, weiterhin Schlüsse zu ziehen, zu denen andere mich gedrängt haben: die Schlüsse, ungeachtet fehlender belegbarer Wahrheit oder Fakten zu glauben, dass zum Beispiel zwei Schriftstellerinnen, deren Leben und Schriften ich studierte und welche über 41 Jahre zusammen lebten, lesbisch gewesen sind. Oder den Schluss zu ziehen, welcher notwendig wäre, um LO und meine Mutter als vergleichbar zu erachten. Oder den Schluss, dass meine Auffassungen über die Veränderung von LO ebenso wie die Auffassungen über meine eigene Veränderung ein Resultat meiner Gedanken und Studien über sie sind. Ich fühle mich hin und her gerissen, unwohl dabei, etwas zu tun, was dem ähnelt, was ich meinen Studenten nahe lege niemals zu tun – nämlich, das Gelesene aus den Texten auf sich selbst zu beziehen, so dass es zu einer Art von fragwürdiger Verschmelzung kommt. Möglicherweise ist dieses Unwohlfühlen ein Rückwurf in die Jahre meiner Anfangsstudienzeit (als ich zuerst Medizin studierte), wo der Beweis über allem stand und meine Fähigkeit, ein Problem zu lösen darauf beruhte, sich an empirische Fakten zu halten, welche – objektiv betrachtet – alle überzeugen könnten, sowohl die Skeptiker als auch die Fürsprecher.

Vielleicht beweist dies nur, dass ich niemals vollständig diese Fakten-Welt verlassen habe – vielleicht mangelt es mir bei den Geisteswissenschaften, beim Studium von Literatur und Kultur, weiterhin an Plausibilität. Was konkret kann ich glauben? Die unmittelbare Antwort – die mir sofort einfällt, ohne überhaupt darüber nachdenken zu müssen – ist: das, was belegbar ist, was das Ergebnis einer sorgfältigen Untersuchung ist und der Durchsicht aller Ergebnisse, aller Materialien.

Wenn dem so ist, dann müsste meine Darstellung – meine Vermittlerrolle – von LO und den anderen vollständig auf deren Schriften basieren, und auch auf Schriften über sie, doch nur jenen von ihren Zeitgenossen, jenen, die sie auch kannten. Alles andere wäre eine fragwürdige Fiktionalisierung einer Person, die inzwischen lange tot ist und die nur verun-

glimpft würde durch die wichtiguerische Einmischung von mir. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass ich LO nicht kennen kann. Oder eigentlich auch meinen Vater – wobei hier eventuell auch Intention eine Rolle spielen könnte: während LO im Wesentlichen von wissenschaftlichem Interesse für mich ist und in keiner Weise über persönliche Erinnerungen zugänglich, so hat das imaginative Erinnern an meinen Vater, welchem ich nachgehe, das Ziel, eine Ebene von Verbundenheit und Intimität herzustellen, für mich, die ihren Vater viel zu früh verlor, bevor ich ihn überhaupt kennen lernen konnte.

Über LO zu fantasieren amüsiert mich, bis zu einem gewissen Grad, es mag auch LO für mich beleben, buchstäblich, doch ich muss mich immer wieder daran erinnern, dass das, womit ich mich da beschäftige, ein Spiel ist. Nicht aber angemessenes und ernstzunehmendes Streben nach Wahrheit oder Tatsache.

Glaube ich all das? In vielerlei Hinsicht schon. Ich fühle mich sicherer und auch wohler, nur das Beweisbare, die Tatsache zuzulassen. Im Übrigen haben sich die Dinge anscheinend erheblich gelockert seit meinen Anfängen als Wissenschaftlerin: Ich muss nicht länger ausschließlich bevorzugte Genres wie Drama/Erzählung/Lyrik lesen – ich kann persönliche Narrativformen, Tagebücher, Briefe, Autobiographien, Biographien und mündliche Geschichten lesen, über sie nachdenken, unterrichten – ich kann ihnen allen Glaubwürdigkeit verleihen, kann ihren Wert für mein Forschungsfeld aufzeigen und daran glauben. Ich kann über etwas lesen und schreiben, was früher als Schund abgetan wurde, als Trivilliteratur, welche es nicht würdig ist, wissenschaftliche Beachtung zu finden. Ich kann sie alle als meiner Aufmerksamkeit würdig erachten. Und vor allem: Ich kann über Schriftstellerinnen lesen und schreiben; etwas, das noch etwa zu meiner Studienzeit müde belächelt wurde.

Möglicherweise ist genau diese Veränderung der Grund, weshalb ich in meine eigene Überzeugungskrise geriet: Wie ist mit all diesen Quellen zu verfahren, wenn es gilt, zwischen denen, deren Leben und Schaffen so wichtig für mich ist, und der Welt von heute zu vermitteln? Was ist die Grenze zwischen Fakt und Fiktion, mit anderen Worten: Umgehe ich nicht, besser gesagt überschreite ich nicht Grenzen, welche vormals Wissenschaftler von Romanautoren abgrenzten? Und wenn ich nun Wissen zulasse, dessen Herkunft äußerst schwammig ist – kann ich etwas behaupten, das ich nicht tatsächlich mit Quellen belegen kann oder habe ich dann einen unakzeptablen Schritt getan, der genauso auf Ungewissheit und Unsicherheit fußt wie der Wunsch zu glauben, was ich sage?

Es wäre so eine Erleichterung, entweder vorwärts springen zu können, unproblematisch und in äußerster Hingabe, oder so ein Vorgehen nicht zuzulassen und sicher in der Überzeugung zu verharren, dass meine aufgestellten Behauptungen mehr sind als nur glaubwürdig – sie wären belegbar. Stattdessen „wurschel“ ich zwischen den Grenzen herum, ohne jemals bestimmt und mit Entschlossenheit fest bei der Methode zu bleiben, die ich gerade gewählt habe, hin und her gerissen und überschüttet mit Unsicherheit.

Auf eine bestimmte Art und Weise hat dies alles mit Theorien zu tun. Ich lese oder höre jemandem zu, der eine Theorie entwickelt hat und präsentiert, und was ich am allermeisten bewundere, ist die Fähigkeit zu wagen, vorwärts zu springen, Provokationen in Kauf zu nehmen. Ich sehe Klarheit, Bestimmtheit, Selbstsicherheit. Ich sehe jemanden mit einem deutlichen Glauben an das, womit sie oder er sich gerade befasst. Ich sehe sogar eine Art Gelassenheit. Ich sehe darüber hinaus Kreativität, Einzigartigkeit im Denkprozess. Wohingegen ich – fortlaufend mit den Grenzen des Belegs konfrontiert, mit dem, was erlaubt ist und was nicht – wohl niemals diesen Punkt der Selbstsicherheit und Selbstüberzeugtheit erreichen werde, den Punkt des glücklichen Sprungs oder aber der zufriedenen Akzeptierung dessen, was ist oder was nicht ist.

Der Weg, dem ich folge, ist trügerisch. Zumindest ist er das in der akademischen Welt, in der ich arbeite, wo Fakten immer noch dominieren und Beweise essentiell sind, sogar in einer postmodernen Zeit – vielleicht gerade in so einer Zeit, denn ich gehe ein so hohes Risiko ein, meine Gefühle und Gedanken LO einzupflanzen und sie ihr Eigen zu nennen. Das heißt, ich verhalte mich sozusagen wie ein Imperialist, indem ich die unglückseligen und wehrlosen (denn sie können mir ja nicht antworten) Schriftsteller vereinnahme und behaupte, ich wüsste die Wahrheit über sie, obwohl es nur meine Wahrheit ist.

Gleichzeitig weiß ich, dass genau diese Involvierung von Gefühl als auch Vorstellungskraft in meiner Untersuchung über LO, dass ich mich auf diese Art und Weise in ihr Leben eingebracht habe, mir gestattete, über sie zu schreiben, ebenso wie es mir gestattete, über meinen Vater zu schreiben. So eine Involvierung zieht mich nicht nur selbst mit hinein, sondern erlaubt mir, mein „Gesehenes“ zu vermitteln – von großem Nutzen, wenn jemand ein Buch schreibt oder eine Vorlesung hält – und in Bahnen zu denken, die nicht möglich wären, würde ich nur LOs Geschriebenes wortwörtlich nehmen, eingegrenzt im historischen Kontext, in dem es produziert wurde. Dies ist, nun da ich darüber nachdenke, so oder so unmöglich. Es wäre unaufrichtig von uns allen zu behaupten, wir seien objektiv genug, uns

vollständig vom Gegenstand unserer Studien zu distanzieren. Dementsprechend ist es unaufrichtig anzunehmen, dass Louise Ottos Zeitgenossen sie ‚kannten‘.

Und überhaupt: Was ist eigentlich „Wahrheit“?

Ich nehme an, LO und ich werden unsere eigenartige Beziehung fortführen, auch wenn ich nicht länger über sie schreibe. Und genauso wie die Intimität des imaginativen Erinnerns mir hilft, eine Verbindung zwischen meinem Vater und mir zu schaffen, so gibt es ebenfalls tatsächlich eine Art Intimität in meiner Verbindung zu LO. Eine Vertrautheit, womöglich, von Identifikation, ein Flackern von Erkenntnis, ein Gefühl von Verbindung, das die offensichtlichen Unterschiede in Zeit und Raum aufhebt. Und gegenüber all jenen (inklusive mir), die starken Zweifel an solch einer Vorgehensweise anmelden, behaupte ich, dass jegliche Wissenschaft niemals einzig aus rationalen und objektiven Maßnahmen bestehen kann. Sollte es banal sein – so wie ich es hier mache – zu behaupten, solche Grenzüberschreitungen erlaubten mir Einsichten, die ich anders nie hätte, dann sei es drum. Ich möchte nicht über Banalität sprechen wie Roman Hruska, der Senator Nebraskas, es über Mittelmaß getan hat, als er zur Zeit der Supreme Court Justizanhörung von Richter G. Harrold Carswell meinte, es möge doch auch zu Gericht Platz für Mittelmaß geben (nämlich als er sagte, dass es „viele mittelmäßige Richter und Menschen und Anwälte gibt. Sind sie nicht zu einer kleinen Repräsentierung berechtigt, und zu ein klein wenig Gelegenheit?“). Doch ich möchte Emotion und die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Erforschtem und Forschendem als vernachlässigte Aspekte des Untersuchungsprozesses zurückfordern. Wenn Verlust durch so eine Vorgehensweise irgendwie gelindert werden kann, so bin ich vollständig dafür.